



A. P. STERLING

DIE  
**BRUDERSCHAFT**  
DER SCHWARZEN MASKE



# INHALT

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Teil 1

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

Teil 2

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel

### Teil 3

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel

### Teil 4

1. Kapitel
2. Kapitel

3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel

#### Teil 5

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel
8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel
17. Kapitel

18. Kapitel  
19. Kapitel  
20. Kapitel  
21. Kapitel  
22. Kapitel  
23. Kapitel  
24. Kapitel  
25. Kapitel  
26. Kapitel  
27. Kapitel

# ÜBER DIESES BUCH

Venedig im Jahr 1794. Seit dem Tod seiner Eltern lebt Rainero bei seinem Onkel im Hause Zon. Kein Tag vergeht, an dem der schüchterne Junge nicht von seinem Cousin Gasparo verspottet und als Angsthase beschimpft wird. Doch als eine Reihe brutaler Morde die Serenissima erschüttert, muss Rainero all seinen Mut zusammennehmen - für Valeria, die Verlobte seines Cousins, in die er heimlich verliebt ist. Denn sollten die Gerüchte stimmen und tatsächlich ein Werwolf in der Stadt sein Unwesen treiben, schwebt Valeria in größter Gefahr. Rainero verfolgt die Spur der Bestie, nichtsahnend, dass er damit einen viel mächtigeren Feind gegen sich aufbringt: Die Bruderschaft der schwarzen Maske ...

**Geheimbünde, das Spiel um Macht und eine uralte Legende, die zu tödlichem Leben erwacht!**

# ÜBER DIE AUTORIN

A. P. Sterling ist gelernte Goldschmiedin und hat früh damit begonnen, Geschichten und Romane zu schreiben. Seit 2011 arbeitet sie hauptberuflich als Autorin. Die Inspirationen für ihre Bücher holt sie sich auf Reisen, bei denen sie auch mal an Voodoo-Zeremonien auf Haiti teilnimmt, Blitze im Hochspannungslabor erzeugt oder Termiten während einer Dschungeltour verspeist. Mit dem »Bestiarium« kam sie das erste Mal in ihrer Kindheit in Berührung, als sie das Lexikon über sagenhafte Tiergestalten im elterlichen Bücherregal entdeckte. Im wirklichen Leben heißt sie Anette Strohmeyer, lebt in Düsseldorf und hat unter anderem an den Thriller-Serien »Ondragon« und »Monster 1983« mitgeschrieben.

A.P. STERLING

# **DIE BRUDERSCHAFT DER SCHWARZEN MASKE**



# beBEYOND

Digitale Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Projektmanagement: Esther Madaler

Covergestaltung: © Guter Punkt, München | [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de) unter  
Verwendung von Motiven © shutterstock: Tanya Afanasieva | Subbotina Anna;

© iStock: Nikada; © thinkstock: Ig0rZh | kjolak

eBook-Erstellung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-4825-5

[www.be-ebooks.de](http://www.be-ebooks.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)



TEIL 1

# PROLOG



*Theben, 1323 v. Chr.*

Semsu verbeugte sich tief vor Maahes, dem Schatzhausvorsteher des Pharaos. Als dieser ihm signalisierte, er solle näher kommen, trat Semsu vor den mit Papyrusrollen überquellenden Arbeitstisch. Maahes war ein Mann von beeindruckender Größe, seine Arme unter der Tunika waren trotz seines Alters muskulös und sein Bart noch immer pechschwarz. Seine mit Khol umrandeten Augen sahen Semsu durchdringend an.

Der oberste Baumeister senkte den Blick und betrachtete das Durcheinander der Schriftstücke auf dem Tisch. Es gab viel zu tun. Vor sechzig Tagen war der junge Pharao Tutanchamun gestorben. Ein Unfall – so sagte man. Semsu hütete sich, etwas anderes zu denken, obwohl jeder wusste, dass der Wesir Eje schon immer nach dem Thron geschielt hatte. Die Ränkespiele im Palast gingen Semsu nichts an.

»Nun, Meister Semsu, wie schreiten die Arbeiten voran?« Maahes' Stimme klang tief und grollend wie die eines Wüstenlöwen. Semsu lief ein Schauer über den nackten Rücken. Der Schatzhausvorsteher war bekannt für seine Wutanfälle.

»A-also, in Anbetracht dessen«, stammelte Semsu, »dass der Tod des Pharaos sehr überraschend kam und wir nur sehr wenig Zeit ...«

»Ich will nicht wissen, was mir schon bekannt ist, sondern ob Ihr es schafft, das Grab rechtzeitig herzurichten!«

Semsu räusperte sich. »Die Arbeiten sind beinahe abgeschlossen. Es fehlen nur noch wenige Inschriften.«

Da sich des Pharaos eigene Grabstätte derzeit noch nicht einmal im Bau befand, hatte Wesir Eje seine eigene nahezu vollendete Grabkammer in einer großzügigen Geste für den verstorbenen Herrscher zur Verfügung gestellt. Trotz allem hatte Semsu alle Not gehabt, sie rechtzeitig mit Wandgemälden und neuen Inschriften zu versehen. Ihm blieb nur noch knapp eine Woche bis zum Ende der siebenzig Tage dauernden Einbalsamierung des königlichen Leichnams. Wie anschließend die unzähligen Grabbeigaben in die Gruft hineinpassen sollten, einschließlich des klobigen Sarkophags, war nicht mehr Semsus Problem. Er hatte seinen Auftrag erfüllt.

»Gut, gut«, sagte Maahes leise, »Ihr wisst ja, was mit Euch geschieht, wenn es Euch nicht gelingt.«

Semsu nickte. Natürlich wusste er das.

»Und desgleichen ist es wohl unnötig zu erwähnen«, fuhr der Schatzhausvorsteher fort, »dass Ihr und Eure Arbeiter über das nicht ganz standesgemäße Grab absolutes Stillschweigen bewahrt. Wir brauchen ein würdiges Begräbnis und keinen Tratsch in der Bevölkerung!«

Semsu nickte erneut. Es war ihm klar, dass es einem Skandal nahekam, wenn der Gottkönig in einer Gruft bestattet würde, die lediglich für einen Wesir gedacht war. Aber warum musste Maahes es immer wieder betonen? Sämtlichen seiner Arbeiter waren bereits die Zungen herausgeschnitten worden. Sie konnten gar nichts mehr verraten, selbst wenn sie es wollten.

Semsu spürte erneutes Unwohlsein in sich aufsteigen und unterdrückte ein Schaudern. Er hatte zwar keine Angst vor dem Tod. Seine guten Taten überwogen seine schlechten bei Weitem und würden ihn das Totengericht unbeschadet überstehen lassen. Aber was würde mit seiner Familie geschehen? Er hatte fünf Kinder. Würde der Palast für sie sorgen?

»Niemand weiß etwas davon, Herr«, bekräftigte Semsu.  
»Und so wird es auch bleiben.«

»Bestens. Und Ihr sagtet, es fehlen nur noch ein paar Inschriften?«

»Ja.«

Maahes nickte zufrieden, in seinen schwarzen Augen lag jetzt ein etwas milderer Ausdruck. Er nahm eine der Papyrusrollen auf und reichte sie Semsu. »Hierauf ist der Lohn für Eure Dienste vermerkt. Wenn Ihr das Dokument für mich unterschreiben mögt.«

Semsu las, was auf dem Papyrus stand, und eine große Erleichterung durchströmte ihn. Der Lohn war höher als gedacht, nahezu fürstlich. Damit wäre seine Familie bis zum Lebensende versorgt, egal, was mit ihm geschah. Er griff nach dem Schreibpinsel, tunkte ihn in die Tinte und setzte die Schriftzeichen seines Namens unter die Auflistung der vom königlichen Schatzhaus versprochenen Güter. Als er fertig war, schob er das Schriftstück zurück und blickte Maahes abwartend an.

Der Schatzhausvorsteher beugte sich vor und streute Sand auf die noch feuchte Tinte. Erst danach rollte er den Papyrus zusammen und legte ihn weg. Er zog einen Ring aus seinem Gürtel. Der Stein funkelte blutrot im Licht der Öllampen. *Ein Rubin*, dachte Semsu ehrfürchtig. Der Stein der Steine!

»Dieser Ring hier«, sagte Maahes, »ist Teil Eures Lohns. Er soll allen zeigen, dass Ihr Euch in allen Maßen verdient gemacht habt. Tragt ihn und Euch wird nie wieder eine Tür

verschlossen bleiben.« Er reichte Semsu den Ring, der ihn auf seinen Mittelfinger steckte.

»Habt Dank, Herr!« Semsu verneigte sich.

Daraufhin wedelte Maahes ungeduldig mit der Hand.

»Ihr könnt jetzt gehen!«

Semsu verneigte sich ein weiteres Mal und verließ rückwärtsgehend den Raum. Erst als die großen Türflügel von zwei Wachen geschlossen worden waren, drehte er sich um und eilte durch den dunklen Säulengang davon, hinaus aus dem Labyrinth des Palastes, dessen schiere Größe jedes Mal Beklemmungen in ihm auslöste. Schnell ließ Semsu das nur spärlich beleuchtete Bauwerk hinter sich, durchmaß das Haupttor und lief hinunter zum Ufer des Nils, wo er einen Fährmann fand, der ihn über den fahl schimmernden Fluss brachte. Auf der anderen Seite tauchte Semsu in die Gassen von Theben ein. Es war spät, die siebte Nachtstunde war bereits angebrochen. Der Mond stand voll und rund über den flachen Dächern der Stadt. Kaum ein Mensch war auf der Straße, sämtliche Geräusche in den Häusern waren verstummt. Nur ein Rudel streunender Hunde schlich durch die Schatten auf der Suche nach Abfall. Semsu hörte ein Knurren und das leise Scharren von Pfoten auf Sand. Er beschleunigte seine Schritte. Die Streuner konnten einem nächtlichen Spaziergänger gefährlich werden. So mancher war schon von ihnen gebissen und mit der Hundswut infiziert worden. Deshalb trug man nachts besser einen Knüppel mit sich. Semsu hatte jedoch nicht daran gedacht, als er am frühen Abend vom Boten des Schatzhausvorstehers in den Palast gerufen worden war. Jetzt musste er sich an jeder Straßenkreuzung vergewissern, dass ihm dort kein Streuner auflauerte. Doch er hatte Glück, von den Hunden war nichts mehr zu sehen. Wahrscheinlich hatten sie etwas gefunden, das interessanter und schmackhafter war als seine zähen Gliedmaßen.

Semsu atmete geräuschvoll aus und bog um die Ecke, an der die Töpfer ihre Werkstätten hatten. Nicht weit entfernt lag sein bescheidenes Haus. Er freute sich auf ein paar Stunden Schlaf und malte sich aus, wie er neben seiner Frau aufs warme Lager kroch. Da gewahrte er etwas vor sich. Einen großen dunklen Fleck mitten auf der Straße. Eine Schar ebenso dunkler Gestalten umringte den Fleck. Sie hatten Schwänze, vier Beine und aufrecht stehende Ohren. Es waren die verwilderten Hunde. Sie hielten ihre Köpfe gesenkt und stießen mit ihren Schnauzen immer wieder in die dunkle Pfütze am Boden.

Ein schmatzender Laut ertönte und Semsu blieb stehen. Unter seiner Sandale klebte etwas. Er hob seinen Fuß. Was bei allen Göttern war das? Auch hier waren überall Flecken.

Mit dem Finger fuhr er über die dunkle Masse und hielt sie dicht vor die Augen. Doch selbst im Mondlicht war nicht zu erkennen, um was es sich handelte. Vielleicht war es Pech aus einem geplatzten Krug. Aber würden die Hunde am Pech lecken?

Semsu zerrieb die Masse und hielt sie unter seine Nase. Der metallische Geruch war unverkennbar.

Blut.

Mit wachsendem Entsetzen sah er auf die Lache.

Sie war verdammt groß. Eine Menge Blut war da vergossen worden.

Nur von wem? Das Viertel mit den Schlachthäusern lag weit weg, und niemand würde das nahrhafte Blut vergeuden, wenn er zu Hause eine Ziege schlachtete.

Ein dumpfer Schlag ertönte, und der Boden unter seinen Füßen bebte. Semsu erstarrte. Das Geräusch war aus der engen Gasse gekommen, die neben ihm in die Straße einmündete. Er spürte zwei weitere Erschütterungen – wie die Schritte eines schweren Tieres. Schweiß brach auf seiner Haut aus. War etwa einer der Arbeitselefanten des Pharaos entwichen?

Semsu wagte es nicht, sich zu rühren. Ein Schnauben drang aus der Gasse. Tief und hohl. Es klang, als würde Luft aus einem großen Blasebalg entweichen. Die schweren Schritte kamen näher. Staub drang in Semsus Nase, und der Geruch von Blut wurde stärker.

Die Hunde hatten ihre Köpfe gehoben und sahen aufmerksam in seine Richtung. Ihre Augen glänzten kalt wie polierter Obsidian. Einer der Streuner stieß ein Winseln aus, und plötzlich stob das ganze Rudel davon. Gerne wäre Semsu den Hunden gefolgt, doch er wusste, dass es zu spät war.

Die große Kreatur aus der Gasse stand bereits neben ihm. Ihr gewaltiger Schatten floss über ihn hinweg, heiß und sengend wie die Strahlen einer schwarzen Sonne. Stinkender Atem strich über Semsus Wange und etwas Feuchtes tropfte auf seine nackte Schulter. Das war kein Elefant. Und auch kein wilder Stier oder ein Löwe.

Semsu zitterte, zuerst seine Beine, dann sein ganzer Körper. Unfähig sich zu rühren, begann er zu beten. »Osiris, Gott des Totenreichs, so empfange mich an deinen Pforten und begleite mich auf dem Weg zum Fluss Eridanus ...«

Der monströse Schatten entließ ein tiefes Grollen. Ein weiterer dumpfer Schlag ertönte. Im selben Moment schoss ein scharfer Schmerz durch Semsus Seite, genau an der Stelle, wo die Rippen aufhörten und der Bauch weich war. Er fühlte, wie etwas aus ihm herauslief, warm und dickflüssig, wie es von seinem Unterleib auf seine Füße plätscherte. Genau in jene große Pfütze, aus der die Hunde gesoffen hatten und die jetzt immer größer wurde.

Semsus Beine gaben nach und er stürzte mit den Knien voran ins Blut. Der Schatten neben ihm grunzte, es klang zufrieden. Dann löste sich ein unförmiger Kopf aus der berggleichen Gestalt und rückte in Semsus Blickfeld. Der Schädel senkte sich zum Blut hinab, eine Zunge schnellte

aus dem Maul, und laut schmatzend begann die Kreatur zu trinken.

Semsu spürte, wie seine Sinne ihn verließen. Er spürte, wie er fiel, sah den Mond am Himmel, die Sterne und danach ... nur noch Schwärze.

# 1. KAPITEL



*Venedig, 1794*

»Nun mach schon, oder traust du dich mal wieder nicht?«, flüsterte es hinter ihm im Dunkeln. Rainero biss sich auf die Lippen. Sein Stiefbruder Gasparo war ein unverbesserlicher Draufgänger. Beständig wurde er von ihm damit aufgezogen, ein hoffnungsloser Feigling zu sein. Leider hatte Gasparo recht. Rainero besaß nicht mal den Mut, dem Koch ein Ei zu stehlen.

»Na, *Coniglio*, du Angsthäschen? Was ist?«

»Pssst, lass mich. Ich mache es ja.« Rainero unterdrückte seine heraufquellende Angst, sog tief die modrige Luft des Canal Grande ein und blickte noch einmal um sich. Nicht eine Menschenseele war zu sehen. Weder auf dem Wasser noch an den Stegen oder auf der Fondamenta. Kein Wunder, es war ja auch weit nach Mitternacht, und um diese Uhrzeit trieb sich kaum einer in Venedigs Gassen oder den Kanälen herum, außer vielleicht den Nachtwächtern.

*Jetzt oder nie*, dachte Rainero. *Irgendwann musst du Gasparo beweisen, dass du es wert bist, in die Familie Zon aufgenommen zu werden. Vielleicht gelingt es dir ja heute mit dieser Mutprobe.*

Kurz entschlossen stand er in dem schaukelnden Boot auf. Ja, er würde es schaffen! Denn eines wollte er auf keinen Fall mehr: von Gasparo als elender Angsthase beschimpft zu werden.

Suchend tasteten Raineros Finger über die kühle Marmorfassade des Gebäudes, an dem die beiden Jungen mit dem Boot angelegt hatten. Hier an der Ecke ließ es sich am leichtesten klettern. Immerhin schien der Mond so hell, dass Rainero alles gut erkennen konnte. Als leuchtendes Halbrund spiegelte er sich auf dem ruhigen Wasser des Kanals wider wie ein übernatürliches, allsehendes Gottesauge.

*Wenn nur Gott es ist, der mich sieht, ist alles gut,* dachte Rainero. Vor ihm fürchtete er sich weniger als vor der Tracht Prügel, die ihm drohte, wenn sein Stiefvater entdecken würde, dass er sich mal wieder heimlich aus dem Haus geschlichen hatte. Endlich fand er einen geeigneten Griff über einem der gespenstischen Schimärenhäupter, die ringsum die Fassade säumten, zog sich daran hoch und setzte einen Fuß in die unterste Fuge. Bevor er weiterkletterte, wandte er sich noch einmal zu seinem Stiefbruder um.

»Du wartest hier doch, oder?«

»Ja, ja, klar«, zischte Gasparo, dessen roter Haarschopf im Mondlicht schimmerte wie ein Kupferhelm. Ein boshaftes Lachen folgte. Oder war es nur das Gluckern des Wassers am Bootsrumf gewesen?

Rainero schob den Gedanken beiseite und begann, Fuge um Fuge an der Fassade des protzigen Palazzos Ca' Pesaro emporzusteigen. Es war nicht das erste Mal, dass er an einem Gebäude hinauf- oder hinabstieg. Er besaß darin bereits einige Übung. Unzählige Nächte hatte er sich auf diese Weise schon um die Ohren geschlagen. Immer waren es von Gasparo vorgeschlagene Mutproben gewesen, die Rainero als Lohn versprochen, dass man ihn als Waise

endlich vollständig in die Familie Zon aufnahm. Nie hatte er auch nur eine einzige dieser Proben bestanden.

Heute würde es ihm jedoch gelingen. Er würde Gasparo das Banner der verfeindeten Familie Pesaro vom Balkon holen und von da an würde alles anders werden.

Geschickt arbeitete sich Rainero Armeslänge um Armeslänge nach oben, wobei seine Hände jedes Mal zielsicher Halt fanden. Schon bald hatte er die überhängende Brüstung des Balkons erreicht, der sich im ersten Stock über die gesamte Front des Palazzos erstreckte und Sitz der Flagge war, auf die es Rainero abgesehen hatte. Ab hier begann allerdings auch der riskante Abschnitt. Rainero musste den hervorstehenden Sims überwinden.

*Ich brauche einen guten Halt*, dachte er, während seine Finger nach irgendetwas tasteten, woran er sich festklammern konnte. Sie trafen auf einen Vorsprung des Balkongeländers und griffen zu. Rainero wollte sich gerade hinaufziehen, da geschah, was er am meisten gefürchtet hatte. Plötzlich drängte sich nicht etwa der gähnende Abgrund unter ihm in sein Bewusstsein, sondern das Wasser, in das er stürzen würde. Schwarz und kalt. Das leise Plätschern des Kanals hörte sich in seinen Ohren an wie die Brandung bei einer Sturmflut.

Rainero spürte einen heißen Angstschauer über seinen Körper rasen. Seine Muskeln verkrampften sich und wurden hart wie Stein. An einem Arm hängend und mit klopfendem Herzen verharrte er dicht an die Wand gepresst. Dabei wiederholte er stumm immer wieder dasselbe Credo.

*Du wirst nicht hinuntersehen! Du wirst nicht hinuntersehen!*

Raineros Angst vor dem Absturz ins Wasser war nicht unbegründet. Schließlich konnte er nicht schwimmen. Er hoffte, dass Gasparo ihn schon herausziehen würde. Also nahm Rainero all seinen Mut zusammen und konzentrierte

sich auf seine Hand, mit der er sich noch immer am Sims festklammerte und die langsam taub wurde. Mit angehaltenem Atem verstärkte er den Griff, packte mit der zweiten Hand nach dem Sims und versuchte, sich daran hochzuziehen. Suchend schabten seine Füße über die Fassade. Er brauchte einen neuen Tritt! Rainero geriet ins Schwitzen. Immer hektischer scharrte er mit den Füßen an der Steinwand, ohne sich dessen gewahr zu werden, dass er damit womöglich die Bewohner des Hauses weckte. All seine Aufmerksamkeit war auf seine schwindenden Kräfte gerichtet. Seine Muskeln bebten unter der Anstrengung und sein Atem ging keuchend.

*Gleich stürze ich ab, dachte er. Ich kann mich kaum noch halten!*

Aber schlimmer noch als dieser Gedanke war der, es wieder vermässelt zu haben. Dass er eine weitere Mutprobe nicht bestanden hatte. Panik schoss prickelnd durch seine Glieder. Panik, dass alles beim Alten bleiben würde. Dass er ein Versager und Angsthase war.

*Coniglio.* Diesen Namen würde er wohl niemals loswerden.

Rainero spürte, wie seine Finger von dem Sims abrutschten. Einer nach dem anderen. Seine Beine hingen jetzt reglos in der Luft, ohne jegliche Kraft. Unaufhaltsam sog der Abgrund ihn an.

Als die letzten beiden Finger sich lösten, riss Rainero den Mund auf und ein ungewollt hoher Schrei drang daraus hervor. Er sah das weiße Mauerwerk mit den hervorstehenden Steinen an sich vorbeisausen und wie das dunkle Wasser auf ihn zuraste.

Der Aufprall war härter, als er vermutet hätte. Wie der Griff eines Eisriesen umfing ihn das kalte Wasser und presste die Luft aus seinen Lungen. Rainero fühlte sich, als würde von allen Seiten auf ihn eingedroschen werden. Er tauchte tief unter, wusste im schwarzen Wasser nicht mehr, wo unten und oben war. Plötzlich sah er über sich ein

Schimmern. Das musste der Mond sein, der durch die Wasseroberfläche schien. Mit rudernden Armen und Beinen versuchte er, wieder nach oben zu gelangen. Aber erst nach einer gefühlten Ewigkeit stieß er prustend an die Oberfläche und rang rasselnd nach Luft.

»Gasparo!«, rief er hustend und streckte Hilfe suchend seine Hände aus. »Gasparo, wo bist du?« Hastig wandte er den Kopf, doch da war niemand. Verzweiflung packte ihn. Die kalte Faust des Eisriesen wühlte jetzt in seinen Eingeweiden. Das modrig salzige Wasser drang in seinen Mund ein, trotz seines beständigen Strampelns gelang es ihm kaum, sich über Wasser zu halten. Wut gesellte sich zu der kalten Faust in seinem Bauch. Gasparo hatte ihn im Stich gelassen. Dieser verdammte Mistkerl.

Rainero sah sich um, sein Kinn nur knapp über der Wasseroberfläche. Die Mauer des Palazzos war keine drei Armeslängen von ihm entfernt. Er könnte sich daran entlanghangeln bis in den Seitenkanal, wo es eine Anlegestelle mit Treppe auf die Fondamenta gab. Rainero versuchte, sich im Wasser nach vorn zu strecken, ging jedoch sofort wie ein Stein unter, schluckte Wasser. Hustend kam er wieder hoch, fluchte lauthals gegen seine Angst an und begann, ungelenk wie ein Hund zu paddeln. In quälend langsamem Tempo kam er voran, erreichte schließlich die Hauswand und hielt sich erleichtert daran fest.

Eine halbe Ewigkeit später kroch Rainero die wenigen Stufen zur Fondamenta vor der Westfassade des Ca' Pesaro hinauf und blieb keuchend auf den Rücken liegen. Wasser floss aus seinen Haaren und Kleidern, Luft füllte seine Lungen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in den schmalen, von düsteren Hauswänden flankierten Streifen des Himmels. In der kalten Nachtluft bildeten sich kleine Atemwolken über seinem Gesicht.

»*Porca miseria*«, seufzte er, als er sich auf die Beine stemmte und durch den Häuserspalt auf den nächtlichen

Canal Grande blickte. Auf der anderen Seite lag ein großer Rahsegler vertäut. Dahinter erstreckte sich das Stadtviertel Cannaregio, wo sein Zuhause lag. Mit dem Boot wäre er schnell dort, doch leider hatte er keines mehr. Gasparo war damit abgehauen. Und ein Traghetto bekam er um diese späte Stunde nicht mehr. Also blieb ihm nur der lange Fußmarsch zur Ponte di Rialto, der einzigen Brücke über den Canal Grande. Rainero seufzte erneut. Er konnte sich etwas Besseres vorstellen, als nass und frierend durch die halbe Stadt zu laufen. Kurz dachte er darüber nach, eines der vielen an der Fondamenta vertäuten Boote zu stehlen, ließ aber schnell von diesem Gedanken ab. In Venedig waren Boote das wichtigste Fortbewegungsmittel. Auf den Diebstahl eines solchen stand hier eine höhere Strafe als andernorts auf den Raub eines Pferdes. Auch wenn das Risiko, erwischt zu werden, um diese Stunde relativ gering war, scheute sich Rainero dennoch, es einzugehen. Also machte er sich wohl oder übel zu Fuß auf den langen Marsch.

Mit Beinen wie Blei und klappernden Zähnen schlich er durch die düsteren Gassen. Wie er dieses endlose Gewirr aus Mauern hasste. Bis in den Himmel ragten sie auf, ließen einem kaum Luft zum Atmen. Und erst dieses beengende Gefühl, das sie verursachten. Schon als Kind war er lieber mit dem Boot über das Wasser gefahren. Auch wenn die Kanäle manchmal nicht viel breiter waren und er nicht schwimmen konnte, trugen sie doch stets den Atem des Meeres mit sich, eine Ahnung von der Weite des Horizonts, die Rainero so sehr mochte.

Er schlug die Arme um seinen zitternden Oberkörper, aber nicht nur um die Kälte zu vertreiben, sondern auch die Erinnerungen an jene schreckliche Nacht vor nunmehr sieben Jahren, in der sein Leben auf brutale Weise eine Wendung genommen hatte.

Während er weiterlief, vermied er es sorgsam, in die dunklen Schluchten der kreuzenden Gassen zu blicken.

Jedes Kind wusste schließlich, was in schwarzen Löchern lauerte ...

Rainero stieß einen gequälten Laut aus. Er war jetzt siebzehn Jahre alt, fast erwachsen, und fürchtete sich noch immer vor der Dunkelheit. Was war er doch für ein jämmerlicher Feigling.

Er kam auf die offene Fläche eines Campos und blieb stehen, um sich im Licht des Mondes zu orientieren. Die Stadt war ein wahrer Irrgarten. Und Rainero kannte sich in diesem Viertel nicht besonders gut aus. Aber selbst wenn man sich in Venedig auskannte, verlief man sich dennoch ständig. Kurz entschlossen entschied sich Rainero für die linke Gasse und tauchte in die Finsternis ein. Durch den schmalen Spalt der Häuserschlucht konnte er in scheinbar unendlicher Entfernung vor sich den Canal Grande glitzern sehen. Unbewusst beschleunigte Rainero seine Schritte. Er wollte das schwarze Loch so schnell wie möglich hinter sich lassen. Den Blick fest auf das Glitzern des Wassers geheftet und die Arme eng um den Oberkörper geschlungen, marschierte er darauf zu.

Er hatte die finstere Gasse beinahe zur Hälfte hinter sich gebracht, da drang ein Geräusch an sein Ohr. Ein feuchtes Klatschen, das klang, als würde ein nasses Tuch immer wieder auf den Boden geschlagen werden. Es kam direkt aus der Quergasse vor ihm. Unschlüssig blieb er stehen und warf einen Blick zurück. Sollte er umkehren und versuchen, einen anderen Weg zu finden?

Das Klatschen verstummte so abrupt, wie es begonnen hatte. Rainero lauschte, aber es blieb still. Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, die Augen fest auf die dunkle Einmündung der Quergasse gerichtet. Vielleicht war es nur nasse Wäsche gewesen, die vom Wind gegen eine Hauswand geschlagen worden war. In Venedig waren fast sämtliche Gassen und Hinterhöfe mit Wäschegirlanden geschmückt.

Gerade als Rainero die Quergasse passieren wollte, erklang das feuchte Klatschen erneut. Etwas leiser diesmal und vermischt mit einem reißenden Laut. Jählings presste sich Rainero an die Mauer und lauschte. Neben den anderen beiden Geräuschen war jetzt auch deutlich ein unterschwelliges Grunzen zu vernehmen.

Mit weiß glühenden Nadelspitzen schoss die Angst durch seinen Körper. Sein Herz schlug ihm bis unters Kinn. Ein ängstliches Wimmern wollte aus seiner Kehle entweichen, doch Rainero hob schnell eine Hand und schlug sie vor den Mund. Mit bebenden Knien lauschte er gegen das laute Pochen in seinen Ohren an. Das Grunzen war jetzt eindringlicher und das Klatschen hatte sich in ein lang gezogenes Schlürfen verwandelt. Es klang wie ein Schwein, das schmatzend aus einem Trog fraß. Nur hatte Rainero schon lange kein frei laufendes Schwein mehr gesehen und auch sonst keine Tiere, die solche Laute verursachten. Ein widerlicher Geruch stieg in seine Nase. Der Gestank erinnerte ihn an die Schächtungen, die er als Kind heimlich im jüdischen Viertel beobachtet hatte. An den Strahl aus warmem Blut, der aus dem Hals der Tiere geschossen war, nachdem der Schächter die Schlagader durchtrennt hatte. Der Geruch erinnerte ihn an jene Nacht vor sieben Jahren, die sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt hatte.

Rainero schloss die Augen und wünschte sich, weit weg zu sein. Genauso hatte er auch damals dagestanden, starr wie eine Statue und unfähig, sich zu rühren. Damals, als die menschlichen Bestien sein Leben von einem Wimpernschlag auf den nächsten zerstört hatten. Warum hatte er sich bloß auf die Mutprobe eingelassen? Warum war er Gasparos Versprechen gefolgt? Er könnte jetzt in seinem warmen Bett liegen und schlafen. Stattdessen irrte er hier draußen durch die Gassen und begegnete seinen albtraumhaften Erinnerungen.

Das Grunzen in der Gasse verstummte. Laute Atemgeräusche traten an dessen Stelle. Sie kamen näher, bis sie direkt hinter der Mauerecke waren. Ein witterndes Schnüffeln. Was immer es auch war, es hatte ihn bemerkt!

Rainero spürte, wie seine Eingeweide sich verflüssigten. Das Schnauben hinter der Ecke wurde lauter. Gleich wäre das, was es verursachte, aus der Gasse heraus und würde ihn sehen. Nein, noch schlimmer: Er würde *Es* sehen!

Ohne zu wissen, ob seine Beine ihm überhaupt gehorchen würden, rannte Rainero los. Zuerst nur schleppend, weil seine Knie weich wie Brotteig waren. Aber dann gewann er an Tempo und lief schließlich mit voller Kraft auf den hellen Spalt zwischen den Häusern zu. Er rannte, ohne sich umzublicken, dumpf hallten seine Schritte vom schmutzigen Pflaster wider. Doch er hörte auch noch etwas anderes. Es klang wie Metall. Als würden eiserne Klingen gewetzt.

Rainero trat auf etwas Glitschiges und geriet ins Straucheln. Er verlor das Gleichgewicht, riss sich das Hemd an einer Mauerecke auf und schürfte sich die Schulter wund. Ohne den Schmerz zu fühlen, rannte er weiter, den Oberkörper weit vorgebeugt, die Geräusche dicht hinter ihm.

Zsching, zsching, zsching. Messer auf Stein.

*Krallen* auf Stein!

Das Ende der Gasse kam näher und damit auch die Fundamenta. Keuchend stolperte Rainero auf den vom Mond beleuchteten Anleger zu, schoss wenig später aus der Finsternis ins Freie und schlug einen scharfen Haken nach rechts. Am gegenüberliegenden Ufer ragte die breite Fassade des Fondaco dei Tedeschi auf und kurz darauf erschien endlich die Rialto-Brücke. Wie die Knochen eines Walfischs schimmerten ihre marmornen Bogengänge im Mondlicht. Rainero rannte darauf zu. Auf der anderen Seite befand sich das Stadtviertel San Marco. Dort kannte er alle

geheimen Abkürzungen. Mit ihrer Hilfe könnte er das, was da hinter ihm her war, vielleicht abhängen.

## 2. KAPITEL



Leise hatte er die Verfolgung aufgenommen, wobei er sich immer in den Schatten hielt, um nicht aufzufallen. Der verdammte Kerl lief schnell und schlug ziellose Haken wie ein verängstigtes Kaninchen. Er selbst war jedoch kräftig und konnte mühelos mithalten. Wenn er an eine Kreuzung kam und weit und breit nichts von dem Kaninchen zu sehen war, konnte er riechen, wo es langgelaufen war. Seine Fährte, diese bittere Mischung aus Schweiß und Angst, hing in der Luft wie ein leuchtender Wegweiser.

Oh, wie er all diese Kaninchen verachtete. Sie waren von Natur aus schwach. Klägliche Geschöpfe. Futter für die Stärkeren. Und der Stärkere war er.

Mit großen Schritten verfolgte er seine Beute durch das Labyrinth der Gassen, wusste immer, wo er abbiegen musste, um dranzubleiben. Außerdem machte das Kaninchen jede Menge Krach beim Laufen. Das Echo seiner Schritte hallte laut durch die engen Schluchten und leitete ihm den Weg.

Kurz darauf gelangte er an den großen Kanal und hinaus ins Mondlicht. Dicht an der Mauer entlang lief er dem Kaninchen hinterher und warf einen raschen Blick nach oben zum Nachthimmel. Die Sterne verblassten allmählich. Wenn die Morgendämmerung einsetzte, musste er in seinem Versteck sein. Aber noch hatte er Zeit, noch

reizte ihn das fliehende Kaninchen. Er musste es einfach verfolgen. Welch ein prächtiges Vergnügen.

Plötzlich spürte er, dass da noch jemand war. Im Laufen wandte er den Kopf und nahm eine schattenhafte Gestalt wahr. Reglos kauerte sie in einem der tunnelartigen Durchgänge unter einem Haus. Ein Schauer lief über sein gebogenes Rückgrat. Hatte die Gestalt ihn bemerkt? Das Kaninchen hatte ihn jedenfalls nicht gesehen. Keiner durfte ihn sehen. Schnell lief er weiter, in der Hoffnung, unerkannt zu bleiben. Scharf bog er in eine kleine Gasse ab, die ihm mehr Schutz bot und von der er wusste, dass sie genau dorthin führte, wo auch das Kaninchen hinwollte. Zur Rialto-Brücke.

Als er nach wenigen Biegungen auf einen großen Campo stieß, konnte er ihn endlich vor sich sehen. Einen stolpernden und immer langsamer werdenden Schatten auf der Fondamenta. Laut drang das Keuchen an sein Ohr. Da, jetzt geriet seine Beute ins Straucheln, schwankte heftig, erlangte ihr Gleichgewicht aber zurück und rannte mit rudernden Armen weiter.

Ein zufriedenes Lächeln legte sich auf seine Züge. Gleich hatte er das Kaninchen. Gleich hatte er es eingeholt.

### 3. KAPITEL



Atemlos hastete Rainero die Stufen der Rialto­brücke hinauf und wieder hinunter. Auf der anderen Seite raste er wie ein Geschoss in die Salizada, die direkt nach San Marco hineinführte. Einige Male bog er scharf ab und stürmte mit fliegenden Schritten eine schmale Stiege hinauf. An deren Ende glitt er durch einen Torbogen und erklomm die nächsten Stufen, die an einer Hauswand weiter hinaufführten. Vor einem kleinen Loch in der Mauer hielt er inne, holte Luft und zwängte sich durch die Bresche. Stein schabte an seinen Schultern und riss sein Hemd noch weiter auf. Ohne darauf zu achten, kroch Rainero weiter. Noch war er schlaksig genug, die *itinerari segreti*, die geheimen Wege, benutzen zu können. Als erwachsener Mann würde er durch einige Engstellen vielleicht nicht mehr hindurchpassen. Dann würden ihm viele dieser Abkürzungen durch die Stadt für immer verloren gehen.

Auf der anderen Seite des Lochs tastete sich Rainero auf einem Sims entlang der Hausfassade zu einem Vorsprung, von dem aus er in luftiger Höhe auf einem Balken über den Kanal balancierte. Rainero konzentrierte sich, denn einmal pro Nacht in den Kanal zu stürzen, reichte ihm vollkommen. Am gegenüberliegenden Haus kletterte er rasch über den Rand des Daches, und als er einen sicheren Stand auf den leise knirschenden Dachziegeln gefunden hatte, richtete er sich auf. Zum